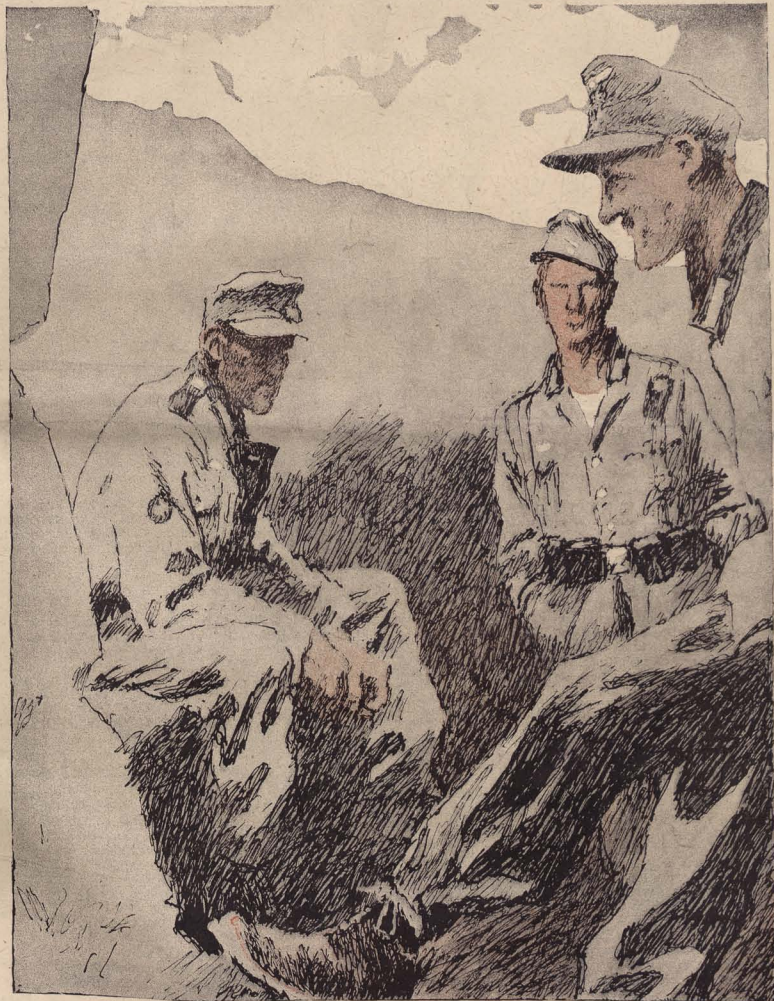


# SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

Grenzen des Erlaubten

(E. Thöny)



„Jetzt wißt's, Kameraden, ich sag so: zwoa Madln habn, da is nix dabei, wer sich aber glei fünf zuegt, is a Hamster!“

Limiti del lecito: "Ebbene, camerati, ora Vi dico: che aver due ragazze è ben permesso, ma averne cinque in una volta è davvero da incettatori!..



## DIE LEBENSFROHE WITWE

VON HANS BETHGE

In einer Kleinstadt wohnte eine ehrsame Bürgerfrau mit Namen Kallmeyer; sie hatte ihren Mann verloren, mit dem sie manches Jahr einer glücklichen Ehe verbracht hatte. Sie besuchte die Grabstätte auf dem Friedhof fast jeden Tag und goß das Gras, das sie darauf gesät hatte, aus einer großen, mit einer Brause versehenen Kanne. Der Schultheiß des Ortes war ganz gerührt durch die innige Liebe der Witwe über das Grab ihres Ehegatten hinaus, und eines Tages, als er sie wieder einmal dem Friedhof zuschreiten sah, sprach er sie an.

„Wieder zum Kirchhof, Witwe Kallmeyer?“ fragte er, „Ihr seid fürwahr eine getreue Gattin, und Euer Seliger kann sich nicht über Euch beklagen.“

„Das ist wohl wahr, Herr Schultheiß!“, meinte die Frau, „ich pflege sein Grab so gut ich kann, es hat freilich auch seine bestimmten Gründe.“

„Was für Gründe, liebe Frau?“

„Seht, Herr Schultheiß, als mein Seliger auf dem Totenbette lag, da richtete er sich plötzlich mit einem Ruck noch einmal auf und sagte so zu mir: „Anna“, sagte er, „du mußt mir versprechen, daß du, wenn ich erst in der Grube liege und du wieder heiraten willst — denn ich weiß bestimmt, daß du das tun wirst —, du mußt mir versprechen, daß du den Nachbarn Scholz dann so lange von dir fern hältst, bis das Gras über meinem Hügel gewachsen ist.“ Das habe ich ihm versprochen,

Herr Schultheiß, und kein Mensch hat je sagen können, daß ich nicht Wort halte, wenn ich etwas verspreche. Ich gehe so gut wie jeden Tag auf den Friedhof hinaus, um nachzusehen, wie weit der Rasen schon gewachsen ist. Aber dem Nach-

barn Scholz wird die Zeit so lang, er ist ein ungeduldiger Mann und sagt, er hat keine Lust, so lange auf das Gras zu warten. Drum habe ich heute in diesen Beutel noch einmal eine ordentliche Portion Grassamen getan und will ihn über den Hügel meines Seligen ausschütten und dann tüchtig begießen, damit er wächst, denn wir haben ein trockenes Jahr. Gehabt Euch wohl, Herr Schultheiß.“

„Gehabt Euch wohl, liebe Witwe Kallmeyer.“

## DER GLOBUS

Die Kugel — worauf ich früher schmeur — gilt als vollkommene Figur, weohalb auch Fechners Philosophie Den Engeln Kugelgestalt verlieh.

Jetzt, wenn ich vor meinem Globus stehe und mir dies Monstrum von Klob befehle, wenn ich ihn grübelnd wende und drehe, dann fallen mich (wenigstens dann und wann) doch recht erhebliche Zweifel an.

»Vollkommen — du?« — Ich schüttle das Haupt, blaß über den Nordpol, der etwas bestaubt, und laffe das Möbel sinnend rotieren.

»Ach nein, du kannst mir nicht imponieren. Denn wenn man in ernste Erwägung zieht, was alles zur Zeit auf dir geschieht, oben und unten und zwischendrin,

vom Pazifik bis hinauf zu den Finnen, wenn man der Ströme Blutes gedenkt, das Tag und Nacht deine Kräfte tränkt, des Lärms der Schlächten, der Anafite und Qualen, der Todesfurchen, nicht auszumalen, dann wird einem anders, du triffst Ballon... Vollkommen? — Klingt's nicht wie Höllenhohn!«

Der Globus steht laufend neben der Tür und glockt mich an: »Kann ich dafür!«

Recht hat er, der Alte. So ist's halt eben. Wir müffen auch fernerhin auf ihm kleben und unter höflichem Leben leben. Nur dann und wann, wenn er es kaum mehr präferieren kann, fühlen wir ihn vor Ehe! erben.

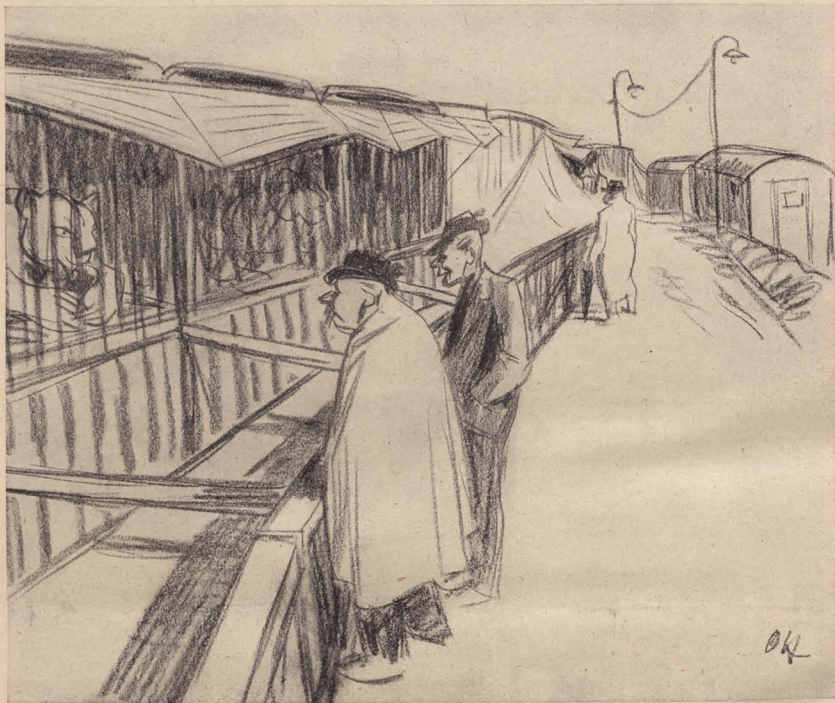
Ratadöckr



„Gestehe, wieviele Frauen hast du schon vor unserer Ehe geliebt?“

„Ach, Kind, du weißt doch, wie schwach ich im Rechnen bin!“

**Confessione parziale:** „Confessa, quante donne hai già amato prima del nostro matrimonio?„ — „Ah, bambina, sai bene quanto lo sia debole in aritmetica!„



„Glaubst as, Alisi, daß mi der Tiger am liebsten auffressen möcht!“  
 „Ausgeschlossen — dem schmeckst du viel zu viel nach Schnupftabak!“

“Credi tu, Luigi, che la tigre non bramerebbe piuttosto di divorarmi?.. — “Escluso! Tu puzzi troppo di tabacco da naso!“

## FLUG DER WILDGÄNSE

VON HEINZ SCHARFF

Die Frau stand am Fenster und sah träumerisch in die helle Nacht hinaus.

Von oben kam ein Säusen und Rauschen und ein schrilles „Giß—giß—“. Das Keilgeschwader einer Wildgänsschar zog nach dem Norden.

Die lauschende Frau blickte klopfenden Herzens empor und hielt den Atem an. Der Wind ließ ihr Haar flattern, wie eine Schlafwandlerin stand sie im Mondlicht.

„Ach“, sprach sie, sich zu ihrem Mann wendend, der vor der Zugluft ins Bett gelüchelt war, „welche tiefe Sehnsucht überkommt mich beim Anblick dieser ziehenden Vögel. Was gäbe ich darum, wenn ich mit ihnen fliegen könnte, da droben unter den glitzernden Sternen, einer feinen Küste zu. O, ihr meine Brüder und Schwestern“, rief sie ekstatisch, „nehmt mich mit, nehmt mich doch mit!“

„Giß—giß—“ kam es wie zustimmend von draußen. Der Mann starrte wortlos seine Frau an.

Mit weit aufgerissenen Augen flüsterte sie: „Wildgänse! Wildgänse! Sie kommen aus Ägyptens flirrender Sonnenlandschaft, wo sie in blauen Gewässern badeten und unter blühenden Lotos herrliche Tage verlebten. Wie beneide ich sie! Auch mich drängt es, mit den Jahreszeiten von Norden nach Süden und von Süden nach Norden zu ziehen. Mein empfindsames Vogelherz, das immer in Sehnsucht und Schermerut schlägt, weiß, wann die Zeit des Aufbruchs da ist und die Stunde des Heimfluges. Sag, gleiche ich in meinem Urwesen nicht den Wildgänsen, die nimmer reisemüde werden?“

„Hm“, sprach der Mann, „leider aber findest du den Weg nicht ohne Visum und Kursbuch, nicht ohne Gepäck und Scheckhefte.“

„Ach“, meinte die Frau, „ahnest du um das wunderbare Wissen der Vögel, die seligen Fluges heimatischen Gestaden zuellen, über Meere und Gebirge hinweg, immer wieder einem neuen Frühling entgegen.“

„Giß—giß—“, gähnte der Mann, „was ist mit dir nur los? Du wirst dich noch verkühlen.“

Wieder ans Fenster tretend, breitete die Frau verlangend die Arme aus. „O, ihr Segler der Lüfte“, rief sie, „zuletzt in meinem Blut fühle ich mich euch wesensverwandt.“

„Vielleicht warst du einmal in einem früheren Leben ein solcher Zugvögel“, sah sie der Mann koptschüttelnd an.

„Vielleicht“, nickte sie traumverloren. „Dann habe ich aber eines auf dem Wege zum Menschen abgestreift, das Wilde der Wildgans habe ich gänzlich verloren.“

„Aber an dem anderen Teil von ihr leidest du schwer“, seufzte der Mann, zog sich die Decke über den Kopf und ließ seine Frau allein nach dem knarrenden „Giß—giß—“ horchen, das sich immer leiser in der Ferne verlor.

# DAS GEMMENPROFIL

VON EFFI HORN

Ein einziges, rasch hingeworfenes und nur halb ernst gemeintes Wort war es, das dem bis dahin in Nichts agierender Gedächtnis der dankbar gelandeten Lebens des siebenundvierzigjährigen Fräulein Meta Ziegeltrums schwingenvollen Auftrieb gab und das Geschick des völlig unbeteiligten pensionierten Bahnbeamten Korbinian Franzenseder besiegelte. Das Wort sprach in freundlicher Unbedachtheit Fräulein Ziegeltrums Untermieter, der Studienkollegist cand. med. Rüttnr. und brachte damit sozusagen einen Stein ins Rollen, der rasch eine lawinenartige Geschwindigkeit bekam. Im ersten Ansturm schon zerbrach er den Damm, den bisher Sitte, Resignation und Gewohnheit an Meta Ziegeltrums leise plätscherndem Seelenbach aufgerichtet hatten, so daß er schwatzhaft, doch ohne Wirbel, Schnellen oder Fülle in den breiten Strom der Alltäglichkeit mündete.

Der cand. med. Rüttnr. liebe es, die Menschen genauer anzusehen und an ihnen Typisches, Eigenartiges oder Hervorstechendes festzustellen. Als darum Fräulein Ziegeltrum, frisch vom Frieser kommend, ihn verschämt lächelnd mit einer neuen Haarfärbung überraschte, drehte er ihr freundlich den Kopf ein wenig zur Seite, nickte anerkennend und sagte: „Den Knopfen sollte Sie immer so tragen. Da haben Sie geradezu ein Gemmenprofil.“ Fräulein Ziegeltrum wurde rot und verzette alle die Stim, weil sie sich recht zuhüte, was eine Gemme war. Sie dachte sogar, dem Wortklang nach, ein blühen an „Gemse“, was in ihrem Fall gar nicht so abwegig war, da ihr von ihren aufrichtigen Geschwistern in jüngeren Jahren oft versichert worden war, daß sie einen Geleitypus habe. Der Untermieter hatte die kleine Bemerkung fast vergessen, als Fräulein Ziegeltrum heimlich in seinem Lexikon erst nachschaute, was sie sich unter Gemme vorzustellen habe. Was sie da las von feinem Steinschnitt und edler antiker Arbeit, wandelte nach kurzen Augenblicken hingebenen Staunens ihre verzagte Demut gegen das Leben zunächst in Stolz und dann in unerwartete Herrschergelüste. Die ersten tastenden Versuche dieses neuen, unbekannteren, aber rasch zunehmenden Gefühls, mit dessen Hilfe sie verspätet zwar, doch energisch ihre Ansprüche an das Leben geltend machte, richteten sich auf den Untermieter. Aber Fräulein Ziegeltrum dachte bei allem praktisch genug, um diese kleinen Versuche selber nicht ganz ernst zu nehmen. Sie gebrauchte den Umgang und die Unterhaltung mit dem stets liebenswürdigen und zu leichherzigen Komplimenten bereiten cand. med. Rüttnr. wie eine kräftigende Medizin, durch deren Einnehmen sie ihren neuen Willen stärkte. Wenn sie ihm allmorgendlich das Frühstück brachte, dem sie aus eigenem Bestand eine Semmel mehr zulegte, schielte sie ihm aufmunternd von der Seite her an, ohne ihm das Gesicht voll zuzuwenden, und erzählte ihm von einer ganz neuen, leicht übererblichen Ton von den kleinen Erlebnissen ihres Daseins, aus denen sie stets als Siegerin hervorzugehen pflegte. Mit besonderer Herablassung sprach sie dabei von den Bemühungen eines pensionierten Bahnbeamten, der schon bei ihrer Mutter im Haus verkehrt hatte und nun ihr einen gemeinsamen Lebensabend anzubieten hätte. Daß sie selbst nun gleichsam erst im Mittag ihres Lebens stände, mache es natürlich schwer, ihm Gehör zu schenken, aber den Schmerz einer glatten Absage habe sie ihm bisher noch nicht antun können.

So, und so, ja, ja, sagte der gequälte Untermieter bei solchen Auslassungen höflich, warf, aus dem Lehrbuch für Phrenologie aufschauend, einen geschulten Blick auf Fräulein Ziegeltrums kleines Gesicht und dachte, sie hätte doch nichts von einer Gemme; vielmehr etwas von einer neugierigen und schlackigen alten Ziege, wach und der stolze Haarknoten in einem winzigen Knötchen zusammengeschrunpft und nach unten gerutscht, was aber Fräulein Ziegeltrum nicht hinderte, selbstgefällig weiterzuplättschern im lauen Bad von erwärmer Eigenliebe. Wollte man hier nun kurz überblenden auf den von ihr hierbei mehrfach erwähnten pensionierten Bahnbeamten Korbinian Franzenseder, so sähe man ihn beim gemütlichen Frühstück in seinem am Stadtrand gelegenen Eigenheim, darin eine alte Magd ihm zu voller Zufriedenheit die Wirtschaft

führen. Seine Gedanken waren bei der Aufzucht seiner Kinchen, die er mehr vom Standpunkt der Ernährung als dem der Tierliebe aus betrachtete, und bei der Anlage eines neuen Mistbeetes, das auch bei dem zu erwartenden regnerischen Sommer ein gewisses Kontingent an wünschenswertem Grünzeug sicherstellte. Keiner seiner Gedanken, so muß gesagt werden, streifte dabei die Gestalt des Fräulein Ziegeltrum, geschweige denn, daß sie in ihrer Gesamtheit in jenem leidenschaftlichen Wirbel um sie gekreist wären, denn mit glühenden Worten ihrem Untermieter zu schildern Fräulein Ziegeltrum soeben sich mühte. Herr Franzenseder kannte Fräulein Ziegeltrum schon an die zwanzig Jahre und schätzte ihr stilles, bescheidenes Wesen, das ihr freilich seiner Meinung nach schon ihres kümmerlichen Äußeren wegen zukam. Noch mehr aber schätzte er die von der Mutter ererbte Kochkunst, die sich vor allem in der schaumigen Zartheit der ihm von ihr des öfteren vorgesetzten Leberknödel erwiesenen hatte. Außer einer scherzhaften Bemerkung, daß er sowas am liebsten alle Tage äße und ob das nicht — wie war's denn, ha? — zu machen wäre, hatte er allerdings nie irgendwelche besonderen Bestrebungen in Richtung engerer Gemeinschaft kundgetan; denn er war in jungen Jahren Witwer geworden und dann zufriednen allein geblieben.

In Fräulein Metas Vorstellung aber entbrannte Herr Franzenseder, der bisher nur als recht uninteressierte Tangente den Kreis ihres Lebens berührte, nicht nur in jäher Zuneigung zu ihr, sondern auch in wilder Eifersucht gegen den Entdecker ihrer wahren Wesens und den Verkünder ihrer Schönheit. Diesen wiederum, den cand. med.

Rüttnr. nämlich, sah sie vor sich in der platonischen Rolle des Troubadours, der zu den Füßen seiner Dame schmachtet, hoffnungslos, doch unermüdlich. Während sie, fernab jeder Wirklichkeit, die Socken dieses Untermieters mit einer Hingabe stopfte, die sticke sie ihm einen Wahlspieß voll edler minnesängerischer Aufschneider auf Panier, fühlte sie sich unversehens hineingerissen in jenen Kampf zwischen Pflicht und Liebe, von dem sie schon so oft gehört. Die Pflicht, so sagte sie sich, band sie an Herrn Franzenseder. Sie hatte ihn deshalb morgen schon zum zweiten Male in zehn Tagen zum Essen eingeladen, auch schon Semmel dafür eingewickelt und zweihundert Gramm Leber bestellt. Das war die Pflicht. Die Liebe aber, eine unsagbar edle Liebe natürlich, in deren Bann sie lieber Rosa von Tanenburg als Meta Ziegeltrum heißen hätte, führte sie sanft zum cand. med. Rüttnr., dem holden Schwärmer, der das schöne Wort vom Gemmenprofil gesagt hatte.

„Herr Rüttnr!“, rief sie schmelzend, als sie ihn dabei überm Gang gehen hörte, „Ihre Socken.“ „Ja, ja“, kam es unwillkürlich und ungeduldig zurück, „legen Sie's nur hin und vergessen Sie nicht, sie auf die Rechnung zu setzen.“ „Aber, Herr Rüttnr!“, sagte sie gekränkt und erhob sich, um ihm auf dem Gang noch zu begegnen. Er jedoch schien es draußen eilig zu haben, huschte rasch nach seinem Zimmer und wenn es nicht so unglücklich gewesen und Damenbesuch überdies verboten gewesen wäre, so hätte sie gemeint, neben ihm sei noch etwas gehuscht. Aber da kam er schon wieder aus seinem Zimmer hervor, führte Fräulein Ziegeltrum sanft zu Küche zurück, ließ sich unter gebührender geäußelter Bewunderung die schön gestopften Socken zeigen, schalt zärtlich, daß sie so spät noch auf sei, sie gehöre doch schon lange ins Bett, und bat sie, sich nun bald hinzulegen und recht gut zu schlafen. „Fest!“, hatte er sagen wollen, aber er sagte

## Froschprinz - Il Principe delle ranocchie

(A. Kubin)





„Glauben Sie, Anate, ein Mann, der lieb, bringt das schwerste Opfer!“  
 „Gut! Und wenn ich Sie nun um eine Zigarette bitten würde?“

„Credete, Anita, l'uomo che ama, fa anche il più grande sacrificio!“,  
 „Bene! E se allora Vi chiedessi una sigaretta,“

„gut“. Sie habe die Pflicht, hübsch ausgeschlafen und fesch zu sein, wenn morgen der Herr Bräutigam käme, lächelte er dazu vielsagend. „Die Pflicht“, wiederholte Fräulein Ziegeltrum, schickte auch diese bittere Pille noch zur Kräftigung ihres Selbstgefühls und blickte ihren Untermieter groß und feierlich an. Der wußte nicht recht, was er erwidern sollte, drückte ihr darum mehrmals fest die Hand, zupfte sie lachend ein bißchen am Knötchen, sagte „Griechisch, ganz griechisch!“ und verschwand, laut und demonstrativ gehnend, in seinem Zimmer.

Die Pille tat in Meta Ziegeltrums Gemüt ganze Arbeit. Sie wirkte reinigend und kräftigend und brachte Fräulein Ziegeltrum zu dem Entschluß, unter die edlen Minnerträume in allem Wohlwollen, doch mit Ernst einen dicken Strich zu ziehen und sich mit voller Energie den realeren Gefilden der Pflicht zuzuwenden. Um dem freundlichen jungen Mann auch nicht länger mehr irgendwelche falschen Hoffnungen zu machen, entzog sie ihm die bisher gespendete Sammel wieder, und zeigte ihm beim Hereinbringen des Frühstückes ihr Profil, ihr Gemmenprofil, ohne ihm auch nur im geringsten schrig zuzulächeln. Er dachte bei sich, heute sähe sie wie eine ganz böse ältere Geiß aus, so eine, die einem plötzlich die Hörner in die Kehrselte

ramnte und einen mit höhnischem Grinsen in den Drack stieß. Aber da sein Gewissen nicht so ganz rein war, bemühte er sich, doppelt höflich und freundlich zu sein, was Fräulein Ziegeltrum schließlich mit einem letzten Seufzer des Verzichts quittierte. Als er gar noch erwähnte, daß sein Urlaub wohl bald zu Ende ginge und er darum vorsorglich zum nächsten Ersten kündigen wolle, nickte sie ihm milde zu, schob mit zwei Händen das Knötchen etwas höher, um die griechische Profilinie nach Möglichkeit wieder herzustellen, und sagte friedlich, das täte ihr leid. Aber sie hätte ohnehin das Zimmer vielleicht bald für sich gebraucht. Vielleicht, sagte sie nur. Er, ei, drohte der cand. med. Rührer mit dem Finger und zwinkerte, als sei er da allerlei Heimlichkeiten auf der Spur — und beide schieden in vollem Einverständnis und mit sich und einander durchaus zufrieden.

In Fräulein Ziegeltrums Zufriedenheit fand sich bald darauf auch der pensionierte Bahnbeamte Korbinian Franzenseder mit liebevoller Gewalt hineingezo-gen. Fräulein Ziegeltrum nämlich öffnete ihm die Tür, strackte ihm die Hand entgegen und sagte aus tiefstem Herzensgrund: „No, endlich ein vernünftiger Mann!“ „Wieso?“ fragte Herr Franzenseder und bekam zu

hören, daß sie ihrem Untermieter habe kündigen müssen, weil der junge Mensch ganz nährlich mit ihr gewesen sei und ihr so viel Komplimente gemacht habe, daß sie ihn schließlich gebeten habe, sich um ein kästiges Zimmer umzuwandeln. Damit man habe doch seine Verantwortung, nicht wahr, und wenn sie wirklich noch heiraten sollte, was sie aus gutem Bedacht immer hinausgeschoben hätte, dann einen von den gestandenen Männern, die sich seit längerer Zeit um sie bewürben, und nicht solch verliebten jungen Menschen.

„Ja, so was“, sagte Herr Franzenseder, immer noch voll tiefen Staunens, und schaute Fräulein Ziegeltrum ganz an, um das Hinterste in ihr zu entdecken. Doch obwohl er sie immer noch nicht so bezaubernd fand, wie andere sie zu finden schienen, so spürte er doch schon unbewußt die Macht ihrer Suggestion. Sie nämlich hatte eine ganz neue innere Sicherheit. Die gedruckte Bescheidenheit war von ihr abgefallen wie eine alte Schale, unter der nun der diamantarte Kern ihres Wesens zutage trat.

Ehe er sich's versah, hatte sie sich bei ihm für den nächsten Sonntag eingeladen und ihm, ohne daß er's verlangt hatte, versprochen, in seinem Hauswesen einmal liebevoll Ordnung zu schaffen. Sie wisse ja wie die einsichtigen Herrn es schwer hätten. Er hatte davon noch nicht gar so viel bemerkt, doch anläßlich Fräulein Ziegeltrums Besuch wurde es ihm rasch klar.

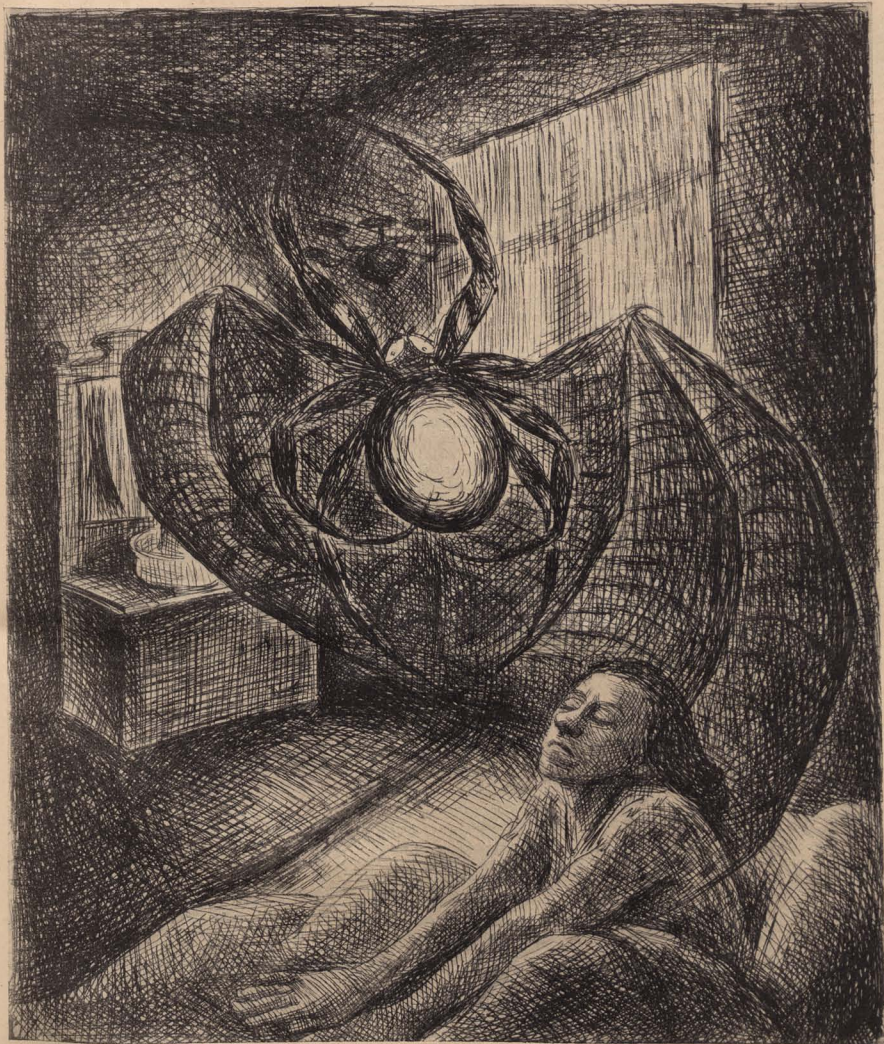
Sie zeigte ein gutes Herz dadurch, daß sie bei allem sagte, mein Gott, so eine brave Magd wie die alte Vroni könne halt wirklich nicht mehr allem so nachkommen. Und sie bewies ihre Schlaueit, indem sie die Türklinken und die Wasserhähne und die Möbelfüße und seine Sonntags-schuhe gleichsam heimlich säuberte und blank rieb, doch sich durch einen gütigen Zufall bei all diesen Arbeiten von Herrn Franzenseder überraschen ließ. Nicht einmal die alte Vroni wurde mißtrauisch, noch weniger Herr Franzenseder, der sie in seiner Dankbarkeit ein wenig tätscheln wollte, doch mit freundlicher Festigkeit zurückgewiesen wurde. Wenn er schön brav wäre, käme sie auch einmal wieder. Dringlich, ja, für seine Gemütsart geradezu stürmisch, bat Herr Franzenseder darum. Seine Erinnerungen waren verblaßt, seine Erfahrungen mit Frauenzimmern lagen weit zurück. Er war an die Offenherzigkeit seiner Kaninchen gewöhnt. Fräulein Ziegeltrum erklärte, sie käme schon wieder, wenn sie halt einmal Zeit hätte, nicht wahr, denn sie hätte noch ein paar solch arme einsame Herren, denen sie ein bißchen helfen müsse. In Herrn Franzenseders Herzen regte sich zum ersten Male jene leise Angst, Fräulein Ziegeltrum an einen anderen zu verlieren, die unter Metas geschickter Pflege sich bald zu einem Alprdruck auswuchs.

Nachdem sie diesen dicklichen und gutmütigen Mann längst zu ihrem zweiten Ritter erklärt hatte, dachte sie ihm mit energischer Holdseligkeit die Blume des Sieges hinzuerweisen. Sie tat das schließlich in Form von Leberknödeln, die alles bisher Dagewesene übertrafen und Herrn Franzenseder belnhate Tränen der Rührung in die Augen trieben. Und wie er, diesmal nicht mehr so ganz im Scherz, doch immer noch keineswegs zu irgendwas entschlossen, wiederum jene Bemerkung riskierte, daß man sowas halt alle Tage haben möchte — und ob das nicht vielleicht doch zu machen wäre, ha? — da war Fräulein Meta gewitzigt genug, die Gelegenheit am Schopfe zu packen.

Sie stand auf, trat ans Fenster und schielte so leut, daß Herr Franzenseder sich nicht mehr traute, noch einen sechsten Leberknödel herauszunehmen; denn er spürte, daß große Dinge sich vorbereiteten. Er wartete geduldig. Dann drehte sich Fräulein Ziegeltrum um, schaute ihn lange gütig an und sagte leise, sie habe es sich überlegt, und wenn es nicht nur so hingesagt worden sei, dann wolle sie auch etwas selbst nicht nein sagen.

Da sei nichts hingesagt, versicherte Herr Franzenseder eifrig.

Also, dann wolle sie alle anderen Anträge als erledigt betrachten, antwortete Fräulein Ziegeltrum. Und neigte ihr Gemmenprofil und ließ sich von Herrn Franzenseder einen Kuß geben. In allen Ehren natürlich und darum auf die linke Backe, schön ordentlich in die Mitte.



Malinconia

# HOCHHERSCHAFTLICHER DIENER

VON HEINZ STEGUWEIT

Im Inseratenteil der Zeitung schlüpfte viel unter, was die Besorgnisse des Daseins wie in lakonischen Prismen spiegelt. Nicht die Anpreisungen der Firmen und ihrer Waren sind gemeint, vielmehr jene zeuzendenden Zwei- und Dreizeiler, in denen ein vorsichtig Verliebter die blonde Dame aus der Linie 15 um ein Wiedersehen bittet oder dem Herrn mit dem dunkeln Schnurrbart zugeflüstert wird, daß er erkannt sei und die von ihm irrtümlich entworfene Steppecke zurückkehren wollte, widrigenfalls sich die Polizei nicht länger besänftigen lasse. In jener Sparte also, wo sich Leidenschaft und Drohungen ebenso begegnen wie Kümmernisse, Freuden oder ergestimmte Lebenswünsche, stand neulich zu lesen, daß ein zwar berühmter, doch im übrigen seelischer Herr referen Stadium für seinen Diener aus erster Hand die Livree eines hochherrschaftlichen Domestiken zu erwerben begehre. Vermittlung, so hieß es, wäre zwecklos, dafür dürfe das Habit, sei's Frack mit Tressen oder Litewka mit Fangschürzen, gerne etwa abgegriffen sein, das schade nichts; doch lege man Wert auf eine wahrhaft betörende, um nicht zu sagen impotente Wirkung des Kleidungsstückes gegenüber Gästen aus gehobenen Kreisen.

Da das Inserat unter Kennziffer lief, hub bald ein Orakeln in den Freundschaften des musischen Verkehrs meiner Heimat an, welcher berühmte Künstler heutzutage noch das Verlangen hege, solche feudalen Launen zu huldigen; wir hielten den Bruder entweder für einen unzeitgemäßen Spaßvogel oder für eine leichte Zufallsgröße, der möglicherweise ein Erfolg ihrer Anstrengungen die Vernunft aus dem Geleise gehoben hatte. Ihr wißt doch alle, daß es zuweilen Talente gibt, die sich dem zaghaften Winken eines rühmlichen Gebildes nicht gewachsen zeigen und den ersten Hauch öffentlicher Belobigung schon für einen Glanz der Unsterblichkeit halten. Das steigt dann in den Strohhut, so ein Kauz wird unanbar, er glaubt ein Dom zu sein und ist nur ein Strebepfeiler.

Den vereinten Bemühungen weniger Kameraden gelang es, nicht allein den Namen des auf eine hochherrschaftliche Bedienung erpichten Mannes zu erfahren, wir hörten auch, daß die gesuchte Livree bereits ihren Weg in den Haushalt des nämlichen Herrn gefunden hatte. Wir sperrten den Mund auf, sprachen eine Weile nichts, es machte Mühe, der Person, ach, der Erscheinung des wahrlich berühmten und durch große Leistungen seit bald drei Jahrzehnten ausgewiesenen Meisters noch länger gewogen zu bleiben. Man wußte, der Name des Mannes, notabene eines Forschers und Erfinders, hatte wahren Klang, verdienstmaßen sogar, man erinnerte sich ferner, daß der selbe Herr sonst ungenen den Ansturm von Gästen litt, weil sie ihm die Kreise störten, — und nun beehrte der Prophet auch noch die mit Tressen Johann...

oder Fangschürzen drapierte Garderobe für seinen Diener beschloßen, den abschüssig gewordenen Meister zu besuchen. Ja, wir waren sprungbereit, dem Professor, wie man so sagt, aufs Dach zu steigen, denn es deuchte uns schade, daß ein Mensch von schöpferischen Zügen sich in die Gefahr brachte, für verschoben genommen und als Karikatur des wissenschaftlichen Standes belächelt zu werden. Da die städtische Wohnung des Herrn seit Monaten nicht mehr vorhanden war, hier staubte nur mehr eine Halde aus Ruß und zerwirbeltem Geröll, fuhren wir sonntags selbstdritt mit der Eisenbahn in jenes Mittelgebirge, wo, wie uns bekannt war, der Hieronymus in seinem Gehäus wirkte, war nicht komfortabel, doch immerhin in drei hellen Räumen mit einer Pumpe vor der Tür.

Zwar ist die Romantik heute in Acht und Bann, um so freudiger soll gemeldet sein, daß sich rings um die Klausse etwa mehr als nur ein Abglanz dieses beschwingenden Gefühls verspüren ließ: Als wir, aus dem Tal zum Gipfel steigend, die Hütte liegend sahen, grünten umponnen wie ein Kokon, schürte ein Fuchs durchs Revier, zwei Eikatzen wimmelten um eine Rinde, und Schmetterlinge taumelten, trunken von Liebe und Licht, über die Matte voller Klee und Tausendgüldenlieb. Ach, und ein Bächlein schwätzte, daß die Forellen keine Langeweile leiden sollten. Ein wenig hielten wir inne. Es tat dem Atemschöpfen gut, auch mühten wir bedacht bleiben, daß unser Besuch, zumal er sich überraschend zu ergeben hatte, nicht vor der Zeit bemerkt würde: Wir berieten uns im Schatten charaktervoller Fichten und krochen dann zur Hütte hin, lautlos und die Köpfe duckend, als stünde etwas auf dem Spiel. Bis wir, hart an der Pforte stehend, gewiß waren, daß die geheime Mission gelingen dürfte, wir brauchten nur noch den almodischen Klingelzug zu bewegen, — da kimperte das Glöckchen, und weil wir schon einmal vom Gefühl der Romantik sprachen, sei eingestanden, daß der sanfte metallische Ton alle Musik der Natur, vom Zirpen der Grillen bis zum Geflöte eines begabten Pirols, anmutig ergänzte.

Nun harriert wir, das Herz war unruhig, im Hause

## WIR

*Wir sind von unserem Wesen  
wie mit Gittern umstellt  
und die Welt*

*kommen wir nur lesen*

*wie ein Buch, das man vor uns hat  
und das wir nicht ganz verstehen*

*Wir sehen*

*Tage und Nächte gleiten,*

*Wechsel der Jahreszeiten,*

*Blühen und Welken auf Erden,*

*der Menschen Schaffen und Werken,*

*ohne zu merken,*

*daß wir älter werden.*

*Das sehen wir nur an den anderen,*

*die vorüberwandern.*

*Bis plötzlich ein Kind,*

*zärtlich und lind,*

*das wir lieben könnten,*

*uns erkennen läßt allgemein:*

*daß es dem Alter nach*

*fast unser eigenes wäre.*

*Wo sind die Gitter, die trennen*

*Unaufhaltsame Fährte*

*zieht uns ins Morgen hinein*

*Fernes, freudiges Klingeln —?*

*Jetzt möchten wir springen*

*hinter Entschwundenem her;*

*doch der Fuß ist zu schwer.*

*Jahe, die wir durch Träumen*

*achtlos durchsuchen,*

*holen wir nimmermehr ein.*

geschah ein Rumoren, man vernahm besonnene und keineswegs eilige Schritte. Bis eine tiefe, eine ergraute Stimme durchs Holz der Türe fragte, wer dort sei, und wir Antwort gaben, drei Freunde aus der Stadt hätten den Wunsch, den Herrn Professor zu besuchen, klorierte es umständlich im Schloß, die Tür wurde geöffnet und der betagte, im Glanz einer wahrhaft theatralischen Livree sich verbeugende Diener gab uns zu wissen, der gnädige Herr wäre leider abwesend und also nicht zu Hause. Der bunt befrackte Domestik sah aus wie ein Papagei, sein Gesicht bog sich servil bis zur Erde hin, und ehe wir, vom Nimbus des Kostüms und seinen orientalisch üppigen Fangschürzen fast überwältigt, eine Silbe entgegen konnten, hatte sich die Tür wieder geschlossen. Da standen die Gäste denn vor der Schwelle, die Zungen dürsteten und die Kehlen schluckten, wir nahmen uns das Recht, wenigstens die Pumpe zu melken, sonst aber waren wir uns das Eingeständnis schuldig, daß die funkelnde Livree ihre Wirkung vollzogen hatte: Bezungen von ihrem gloriolenhaften Ansehen waren wir stumm geblieben und hätten dem alten Hüter doch wenigstens einige Grüße für den schöpferischen Herrn des Anwesens hinterlassen sollen.

Zu spät, wir tollten heim, etwas eingeregnet im Gemüt, obwohl die Sonne kochte. Auf der Eisenbahn erst, die uns bimmelnd und bimmelnd zurückbeförderte, kamen die Geister zu sich: hatten wir bisher nur vom Spleen der Livree gesprochen, so fragte jetzt einer den anderen, ob jemand die Person des keineswegs unangenehmen, vielmehr gefühlvollen Dieners gekannt habe. Dabei ergab sich, daß alle auf die silbernen Tressen, die goldenen Schürze, die kardinalroten Aufschläge des sonst blauen Habits geachtet hatten, nicht aber auf das Angesicht des Domestiken, der sich so tief, so ergeben zwischen den Posten des Eingangsbereichs verbeugte.

Was jeder heimlich vermutete, das wurde acht Tage später zur Gewißheit, als ein Brief des Professors unsern Kumverhörschte: ... zürnt nicht, aber den Forscher stört jeder Besuch, sei es der liebste. Meine Arbeit ist wichtig für alle, sie muß gedehnt, sie verträgt keine Stockung. Jeder Fleißige wird mich begreifen. Und wenn ich's leicht hatte in der Stadt, die Klingel abzustellen oder das Haus zu verriegeln, so brachte das keinen Gast in bittere Wallung: Der Herr wird abwesend sein, dachte man und verzog sich wieder, niemand hatte es weit. Hier aber, in der fernen Einsamkeit, wo ich nicht anders als anwesend sein kann, wäre ich verpflichtet, die mühseligen Wanderer aufzunehmen, sie zu bewirten, mich ihnen zu widmen, doch der empfindsame Strom meiner Arbeit —?

Nun lächelt, meine Pumpe hat Euch getränkt, ich stehe ja außer der Hütte Sehet, ein Kleinigkeit wird grob, ich aber pflege mich weiterhin in die bezwingende Livree zu hüllen und den Kopf voll Erberbietung zu neigen. Das wahr die Höflichkeit, den Takt, die artige Form, das beschenkt den Besucher und tut ihm schmeichelhaft wohl, das geht am schnellsten, denn es taucht und hernach haben die Abgewiesenen, wie in Eurem Falle, auch noch die Möglichkeit, das Gelingen meiner Spekulation ebenso zu belächeln wie meine Bemühung, nichts Feindseliges zu stiften zwischen mir und jenen Fremden, die ich doch liebe ...

Wir blickten uns an, gingen rasch an die Arbeit, die jedem aufgetragen war, und hätten wohl gerne im Inseratenteil nach überblöndig glanzvollen Livree-Fraktionen mit noch mehr verwirrendem Dekor gefahndet, wäre dieser Einfall noch neu gewesen

KARL LEMKE





## VON A BIS Z

VON JO HANNS RÖSLER

Glaubt nicht, daß es keinen Alkohol im Lande gibt! Es gibt wahre Wünschelrutengänger, die mit einer geradezu sonnambulen Sicherheit jede Flasche Schnaps ausfindig machen, und haben sie sie erst einmal entdeckt, haben sie sie auch schon entkorkt und entleert. Und wenn dies zweimal oder dreimal am Tage gelingt, der vermag auch heute noch einen Mordsrausch zusammenzubringen und damit am späten Abend in einer Gaststätte zu landen, wo alles niederfällt den Wohlgefüllten anstarrt. So erging es auch einem Manne namens Hans Schluck, der kurz vor Torschluß eine Gaststube betrat und dem Wirt hinter der Theke zurief: „Herr Wirt! Ein Bier und das Adreßbuch!“ „Sie haben schon genug getrunken!“ „Aber nicht gelesen! Dann nur das Adreßbuch!“ Mit Betrunknen soll man nicht rechten. Der Wirt brachte das Buch, Das Adreßbuch lag auf dem Tisch. Hunderttausend Namen standen darin und sein Umfang war gewaltig. Hans Schluck begann wie in einer Fibel darin zu lesen, er las das dicke Buch von vorn, von der ersten Seite, von der ersten Zeile an. Es ging ihm nicht recht gut dabei mit dem Lesen, denn die bösen Fingergelichter, die in seinem Hirn rumorten, trübten den Blick, verjagten die Gedanken und verwirrten die Begriffe. Aber Hans

Schluck las und las, bis der Wirt zu ihm als dem Letzten der Gäste an den Tisch trat.

„Polizei-stunde!“

„Verbitte mir jede Störung!“

„Gehen Sie nach Hause!“

„Sie sehen doch, daß ich lese!“

„Schluß Jetzt! Feierabend! Polizei-stunde!“

Der Wirt sagte es und griff nach dem Adreßbuch. Er hätte es nicht tun sollen. Denn als ob sein Leben davon abhinge, stürzte sich Hans Schluck auf das Buch und mit der Kraft des Betrunknen entriß er es dem Wirt wieder.

„Lassen Sie mich lesen!“ schrie er.

„Morgen ist auch noch ein Tag!“

„Ich muß jetzt das Adreßbuch lesen!“

„Alle Seiten!“

Der Betrunkene schrie:

„Jawohl! Von A bis Z!“

Eine Stunde wartete der Wirt noch. Es war ein gutmütiger Wirt und er hatte noch hinter der Theke zu tun. Dann aber wurde es ihm zu albern.

„Raus jetzt! Ich schließe!“

„Schließen Sie! Ich bleibe!“

„Her mit dem Adreßbuch!“

„Nur über meine Leiche!“

„Das werden wir erst sehen!“ schrie der Wirt. Er sah es. Das Buch blieb in der Hand des Betrunknen. Und als hätte ihm der Zwischenfall neue Kraft gegeben, fuhr dieser in der Lektüre des Adreßbuches fort und mit einer Verbrissenheit, die eines besseren Buches würdig gewesen wäre. In der Ecke saß der Wirt und starrte mit

verbrissenen Zügen herüber. Endlich sagte er kleinlaut:

„Ich verkaufe Ihnen das Adreßbuch.“

„Unnützer Ballast!“

„Ich schenke es Ihnen!“

„Warum?“

„Weil ich heimgehen will! Morgen früh ist die Nacht um!“

„Gehen Sie! Gehen Sie! Gestrotzt! Ich muß weiterlesen!“

Was blieb dem Wirt übrig? Er ging. Morgen früh war wirklich die Nacht um und was ein guter Wirt ist, der hat auch am Tag seine wohlgenutzten Geschäfte. Mißtrauisch schloß er also hinter sich die Eingangstüre und ließ den schweren Rollbalken herunter. Kaum aber wandte er sich zum Gehen, da donnerte es wild von innen gegen die Tür.

„Aufmachen! Sofort aufmachen!“

„Ich bin doch nicht Ihr Hanswurst!“ schrie der Wirt von außen.

„Ich will heim! Heim will ich!“

Der Wirt öffnete brummend die Tür.

Da stand der Betrunkene.

Er fiel ihm glücklichsgel um den Hals.

„Dank, edler Wirt! Dank für das Buch! Lesen ist alles!“

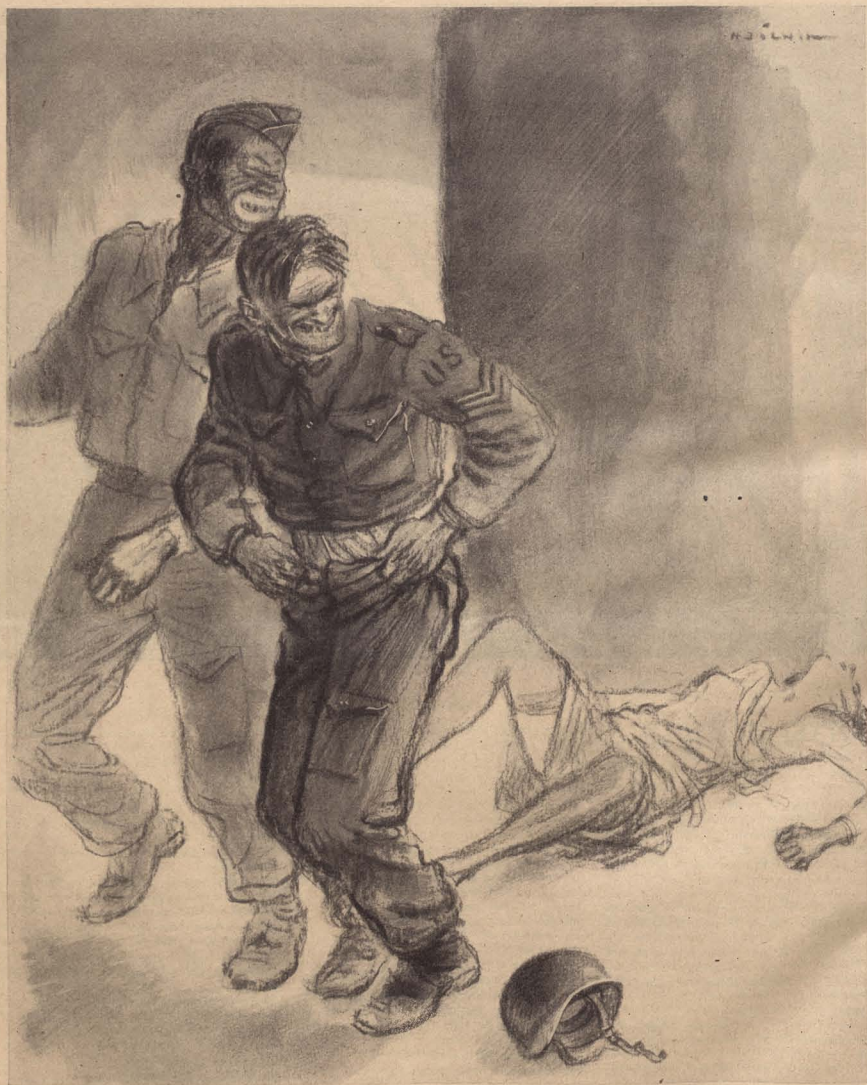
„Das verstehe, wer will!“

„Ich fand in dem Buch, was ich suchte!“

„Was suchten Sie denn?“

Der Betrunkene stammelte glücklich:

„Wie ich heiße und wo ich wohne!“



„Goddam — die ist hin! Die kann nichts mehr über die Befreier erzählen!“

Apostoli di civiltà di Roosevelt nella Bassa Italia: „Goddam! È già morta! ... Così ella non può raccontar più nulla dei liberatori!..“

# DAS SANATORIUM

VON SCHLEHDORN

Als Regierungsrat Julius und Frau Dorette zum erstenmal in den Speisesaal des Sanatoriums eintraten, hoben sich einige achtzig Köpfe mit neugierigen Augen und rhythmisch kauenden Backen. In der Mehrzahl waren es Damen in den besten, wenn auch keineswegs in den schönsten Jahren. Man sah, wie sie bei sich dachten: ah, neu Angeworfene. Heute abend werden wir mehr von ihnen wissen, als sie selbst. Und ab übermorgen werden wir ihnen von unseren Krankheiten erzählen.

Während des Essens fand Frau Dorette die an kleinen Tischen aufgereihten, feierlich kauenden Profile höchst amüsant. Und Julius stellte, nachdem er sich umgesehen, mit Bedauern fest: Was gibt es doch für viele häßliche Damen. Ob wohl unter den Tieren auch die Schönheit so hoffnungslos in der Minorität ist?

Weil Julius und Dorette sich zurückhaltend zeigten, ließ es anfangs, sie seien unsympathisch oder sehr reich oder Ausländer oder nicht wirklich verheiratet oder wirklich krank. Dann aber kamen sie doch mit einigen der Damen ins Gespräch und nun fand man sie reizend und erzählte ihnen alles über Magensäfte, Morgenkaffee, Zucker, Auswurf, Verwandtschaft und Blutdruck. Dabei machte Julius die Beobachtung: Von ihrer eigentlichen Krankheit sprechen sie nicht, am tiefsten leiden sie doch an ihrer Häßlichkeit. Und wenn er einer von ihnen etwas Freundliches über ihr ständig besseres Aussehen sagte, so kam er jedesmal zu dem weiteren Ergebnis: Erstaunlich, wie es die häßlichste Dame verschönt, wenn man sie schöner findet, als sie ist, und wenn man ihr sagt, daß sie schöner sei, als man sie findet.

„Na, meine Dorette, „sag du einem Mann, er wäre bedeutsam, dann räuspert er sich, wirft sich in Positur, macht starre Augen und redet den Rest des Abends geschwollene Unsinn.“

„Gewiß,“ gab Julius zu, „daß einer sich für bedauernd hält, ist schwer heilbar. Aber die Häßlichkeit ist heilbar. Denn, und das ist meine nächste und wichtigste These, die Schönheit ist nicht der Mangel an Schönheit, sondern Schönheit ist das Fehlen der Häßlichkeit. Zieht man zum Beispiel bei unseren beiden Nachbarinnen das Fett, die Falten und noch einiges andere ab, so sind es Juno und Venus, die sich so ungeniert über den Tisch und über den Stuhl unterhalten.“

Auf die erwähnten Feststellungen hat Julius dann den soliden Plan eines Sanatoriums aufgebaut. „Aber du bist doch kein Mediziner“, meinte Dorette. „Prießnitz, Schroth und Knelpf waren auch keine“, erwiderte er. „Ich wende auch nicht kalt Wasser, warme Luft, feuchte Erde oder Strahlen, Pillen und Spritzen an. Ich bekämpfe die Krankheit allein vom Seelischen her. Kalotherapieputz (kalos heißt im Griechischen schön, wie du weißt).“

Er sagte ihr den Anfang eines Prospektes auf: „Immer rauchender Wälder voll von Ozon, Sauerstoff, Stickstoff und Werkstoff, überlagt von der wildromantischen Ruine des Gallensteins (Restauration s. Anzeigen), eingebettet in das sanft gewellte Tal eines lieblichen Fließchens, der Plurre, liegt das althistorische Städtlein Trutschenhausen, (als Castra Hysterica bereits bei den Römern bekannt; schon Tibullus Privatsekretärin weilte als Kurgast hier), an dessen höchster Stelle (2735 m ü. M.) erhebt sich der imposante Bau des weltbekannten, kalotherapeutischen Sanatoriums „Jungbrunnen“ mit Dependence (vormals „Altweibermühle“). Leitender Arzt Dr. Charles A. Tann. Gleich über der Eingangstür erblicken wir die Büsten des Prophylaxes und Therapeutes, der beiden Söhne des Arztgottes Asklepios und der willfährigen Nymphe Diagnose... Und so weiter. Als Indikationen nennt der Prospekt vor allem Ineffizienz der ästhetischen Wirkung auf Umwelt

und Ehemann sowie hartnäckige Kakokomplexe (das Kalos heißt griechisch häßlich, wie du weißt). Als Heilmethoden: psychische Diathermie, Seelenleistungsbefahrung, Massage des Unterbewußtseins, durchaus individuelle Couren. Medikamentöse Behandlung erfolgt nur mit Puder, Rouge und Nagellack und einigen kosmetischen Cremes. Die Besonderheit meines Sanatoriums ist aun, daß nur häßliche Damen zugelassen werden. Gänzlich unheilbare Fälle sind ausgeschlossen. Und ausgeschlossen sind alle hübschen Damen. Du dürftest nicht die Spitze des Fußes hinsteinstellen, Dorette. Die Angestellten müssen grundhäßlich sein, ebenso die Schweslern. An den Wänden hängen nur Bilder wie die Hille Bolle von Haarlem, Ausschnitte aus Bildern von Breughel und aus der Sammlung von greulichen Physiognomien, die zu zeichnen eine Laune von Lionardo da Vinci war. Das gibt die psychologische Basis: schon beim Eintritt fühlt sich die Patientin als Schönste unter den Häßlichen und nicht mehr als Häßliche unter Schöneren. Außerdem hängt zunächst in keinem Zimmer ein Spiegel. Zur Morgentoilette kommen Friseurin, die gleichfalls ausgewählt häßlich sind. Dahingegen sind die Ärzte bildschön. Vom dämonisch schwarzen Chafarzt bis zu den sieghaft blonden Assistenten. Bildschön und hineinbreitend sympathisch. Entsprechend dem psychologischen Lehrsatz: wenn ein Mann einer Frau sagt, sie sei schön, so findet sie das glaublich; wenn es ihr ein schöner Mann sagt, so weiß sie, es ist wahr. Oberarzt Dr. Süßholz z. B., ein charmanter Wiener, macht seine ärztliche Visite: „Küß' die Hand, Gnädigste.“

## MEIN FREUND JOHANNES

Martin spielte gerne und recht gut Schach. Entschieden am besten in unserem Kreise. Gott sei Dank, denn er war ein schlechter Verlierer. So beunruhigte es ihn auch lebhaft, daß ich ihm den Besuch eines bekannten Meisterspielers ankündigte.

„Gegen den hast du wenig Aussichten“, berichtete ich. „Aber streng dich ordentlich an, damit du uns Ehre machst.“

„Am besten ist es, du gibst ihm eine Figur vor“, empfahl Johannes.

„Damit werden meine Aussichten doch nur noch schlechter“, entgegnete Martin verzagt. „Aber du hast dann eine gute Entschuldigung, wenn du verlierst“, sagte Johannes.

\*

Martin war ganz erregt.

„Was hast du denn nur, Martin? Du bist ja vollkommen durcheinander!“ forschte ich.

„Soll ich wohl sein. Denk dir nur: ich habe heute nacht geträumt. Ich räumte in meinem Zimmer auf und fände dabei eine volle Flasche guten alten Cognac. Und nicht nur das, nein, dann kam auch noch ein süßes, junges Mädchen zu mir. Mit dem trank ich ein paar Gläschen, und dann wurde es fürchterlich nett“, erzählte Martin.

„Höre mal“, sagte Johannes, „zu so einem Traum läßt du uns das nächste Mal aber ein!“

\*

Johannes war vom Finanzamt aufgefordert worden, eine Einkommensteuererklärung abzugeben. Hilfflos saß er vor dem langen Formular.

Ich hatte Mitleid mit ihm und füllte ihm die einzelnen Spalten aus.

„So, nun brauchst du es nur noch zu unterschreiben“, erklärte ich.

Johannes zog den Füllfedertaler, setzte sich zu recht und schrieb:

„Mit den besten Grüßen Ihr Johannes.“ J. Bieger

digste.“ Und dann findet er irgend etwas Schönes an ihr: hübsche Fesseln (oh, Sie hätten mich vor zwanzig Jahren sehen sollen, Herr Doktor!), seelenvolle Augen (wenn sie schließt, wenigstens eins), einige schöne Zähne, kurz eine von den sieben Schönheiten des Weibes oder notfalls eine neu erfundene achte. Ein guter Diagnostiker findet immer etwas; er wird auch bei dem häßlichsten Menschen etwas Schönes finden. Ähnlich wie der Menschenfreund, der sich notfalls sogar mit seelischer Schönheit begnügt. Und wahrhaftig: reizend ist bereits das überraschte, geschmelzte, gläubige Lächeln der Patientin, wenn der Arzt sie in dieser Art behandelt.

Jeden Tag entdeckt nun der Arzt neue Schönheiten und jeden Tag Hypokrates er sich mit dem Spruch: „Der weise Hypokrates sagt in einer seiner verlorengegangenen Schriften: Nur die Schönheit ist wahr. Das Häßliche ist Einbildung. Also, meine Gnädigste, vergessen Sie den Hypokrates nicht.“ Und vergessen Sie mich morgen nicht, lieber Doktor“, flötete sie erstickend zurück. Und sieht wieder fast hübsch aus... So geht es vierzehn Tage hindurch. Sie hört auf, sich häßlich zu finden. Schließlich kann man sogar einen Spiegel ins Zimmer stellen. Die Patientin beginnt mit der Selbstbehandlung: Häßlichkeit ist Einbildung, Schönheit ist wahr, diese Wahrheit ist schön... Sie fängt an, sich selber schön zu finden. Und wird das Sanatorium im Bewußtsein seiner Schönheit verlassen, die sie vielleicht nicht hat; jedenfalls weiß sie, daß sie nicht mehr häßlich ist.

Eine besondere Rolle bei der Behandlung spielen die Ehemänner. Sie dürfen, wie in allen Sanatorien, überes Wohlgekommenes und mitschmelzend die Blumen der Hoffnung begießen. Sonnabends nach dem Kaffee werden sie vom Chafarzt geschult. Sie sind nach kanonischem Recht verpflichtet, die eigene Frau schön zu finden. Im Interesse der Kur bittet die Direktion, es ihr auch zu sagen. „Wirklich, Agathe“, spricht er am Sonntag früh, heute bist du noch hübscher, als gestern.“ Ihr Lächeln gibt ihm recht. Er wiederholt diese Versicherung (nach der Methode Coué-Flateur) noch einige Male und schließlich glaubt er selbst, daß Agathe morgen noch hübscher sein wird, als heute.“

„Aber dein Verfahren ist doch nicht neu“, wandte Frau Dorette ein.

„Gewiß nicht. Aber der ältere Cato hat mit seinem „ceterum censeo“ auch die Coué'sche Methode schon im römischen Senat vorweggenommen und Antonius Musa hat seinerzeit den Kaiser Augustus mit einer Prießnitz-Kur wieder gesund gemacht. Er erhielt dafür eine goldene Bildsäule und Abgabefreiheit für sich und seine Kollegen für alle Zeiten.“

Mein System löst sich in einen Satz zusammenfassen: Das beste Mittel, die Schönheit einer Frau zu erhalten, ist, daß man ihr sagt, sie sei schön, und das beste Mittel, die Häßlichkeit zu beseitigen, ist — das gleiche, daß man ihr sagt, sie sei schön. Hier berühren sich Vorbeugung und Heilung. Wesentlich ist dabei (medizinisch gesprochen), die Sekretion der Schmelzdrüse des Ehemannes in ständiger Funktion zu erhalten. Man kann dann die Kur auch zu Hause durchführen. In ersten Fällen chronischer Häßlichkeit schickt man die Frau ins liebevolle Tal der Plurre zu einer Kur im therapeutischen Sanatorium.

Um das nicht zu vergessen: ein besonderer Vorteil dieser Kur ist, daß die Kranken nicht über ihre Krankheit reden. Da werden die Damen nicht, wie jetzt, auf den Bänken der Kurpromenade sitzen und Krankheits Symptome tauschen, wie die Kinder Briefmarken, — denn über die eigene Häßlichkeit spricht keine Frau. Höchstens über die Häßlichkeit der anderen Patientinnen oder über die reizenden Ärzte — und beides verschönt sie. Glaubst du nicht, Dorette, daß mein Sanatorium viele Damen interessanter würde?“

„Sogar alle“, sagte Dorette, „denn jede hat doch mindestens eine Freundin, die unbedingt hinein muß.“



„Eben lese ich, daß es gelungen ist, das Durchschnittsalter der Menschen auf 56 Jahre zu erhöhen!“  
„Großartig! Aber jetzt habe ich zum Lesen keine Zeit, wir müssen Sprengbomben einladen!“

**Teoria e pratica dei bombardieri terroristi**

“Sto appunto leggendo che si è riusciti a portare la media dell'età degli uomini a 56 anni!..  
“Cosa meravigliosa! Ma adesso non ho tempo di leggere; dobbiamo caricare bombe esplosive!..”